

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 20 (1930)
Heft: 41

Artikel: Simujah, die Königsfrau [Fortsetzung]
Autor: Vögtlin, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-644747>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 41
XX. Jahrgang
1930

Bern,
11. Oktober
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Fremd in der Fremde.

Von Martin Greif.

Nirgends kann ich lange bleiben,
Ruhelos ist mir der Sinn,
Wolken, Wind und Wellen treiben
Ohne viel Erinnerung hin.

Wenn im Herbst die letzten Schwalben
Fliehen, wird das Herz mir schwer,
Stimmen rufen allenthalben,
Allenthalben um mich her.

Ordnen sich die Wanderzüge,
Solgt mein Auge sehnsuchtsvoll,
Wenn ich mich an Menschen schmiege,
Sühl' ich, daß ich weiter soll. —

Wieder weiter von der Stätte,
Die ich wandermüde ersehnt,
An der Liebe goldne Kette
Hat sich nie mein Herz gewöhnt.

Was mich fesselnd möcht umschlingen,
Bebt bei mir in gleicher Pein.
Mag ich bängen, mag ich ringen,
Immer muß geschieden sein.

Simujah, die Königsfrau.

Ein idyllischer Roman aus Sumatra von Adolf Böggtlin. Copyright by Hans Huber, Verlag, Bern

15

Nun war sie für einmal beruhigt, und ich benützte den Anlaß, um ihre Besorgnisse für allezeit zu zerstreuen. Ich gestand ihr, daß die Kulis meinen Befehlen nicht nur gehorsam und pünktlich nachgekommen seien, seitdem ich die schlechten Elemente ausgeschaltet, sondern daß sie bei diesem Brand aus eigenem Antrieb und mit niegesehenem Eifer Hand angelegt und sich mehr als tadellos benommen hätten. „Sie wissen“, fügte ich bei, „daß ich sie gerecht behandle und keinen zu verkürzen, sondern alle zu fördern suche, und führen nichts Böses gegen mich im Schilde. Sie sagten es oft unter sich, daß sie über meine Arbeitslust und Spannkraft erstaunt seien und zu mir aufsähen, da ich unter ihnen nicht meinesgleichen hätte... Im Kreise dieser meiner Mitarbeiter, die ich nun ziemlich genau kenne, fühle ich mich als Assistent geborgen. Der Chinese sieht in erster Linie auf gute Bezahlung. Darüber können sie sich hier keineswegs beklagen, und da die Arbeit in diesem schon oft bebauten Landstrich bedeutend leichter ist als in dem schwer zu bearbeitenden Sumpfwald von Padang, so kommt auch der schwächere Arbeiter ohne Betrügerei zu seinem Lohn. Weil zudem meine Grundsätze, gute Löhnung und gerechte Behandlung, allen aus Erfahrung bekannt sind, kommen sie von selbst dazu, Heizer und Betrüger auszustoßen.“

Zu Hause angekommen, blieben wir noch geraume Zeit in freudiger Erregung, sie über das Wiederfinden, ich über den rührenden Beweis inniger Liebe, beim Lampenlicht auf, bis uns endlich das Schlafbedürfnis ins Klambu trieb. Die Bettvorhänge gegen die Moskitos umwölften uns wie ein

freundlicher Himmel, und in den Armen der Liebe vergaß ich alles, was mich diese Zeit her wie das Vorgefühl eines Verhängnisses oder einer lebenswichtigen Entscheidung bedrückte — und ich löschte das Licht.

Einige Wochen später opferte Simujah dem Gott der ehelichen Liebe ein weißes Hühnchen und war dabei glücklich. Und nun kam eine stärkende Gelassenheit und frohe Zuversicht über sie, wie ich sie nie zuvor an ihr bemerkt hatte. Als ich sie darüber befragte, lächelte sie und sagte: „Die Sonne bringt alles an den Tag, heißt es in Europa, nicht?“

Und sie kicherte fröhlich, als schlug sie den Schleier über ein beseligendes Geheimnis.

9. In die Höhe.

Wenn Macht und Vermögen den Mann erfreuen und ihm unbegrenzte Tatkraft verleihen, so gibt die Mutterschaft der Frau Vertrauen und Stärke. Sie fühlt sich mit Recht als die Trägerin eines kommenden Geschlechts, als die Vermittlerin zwischen Gegenwart und Zukunft; sie weiß, daß der Mann sie nicht nur um ihrer selbst willen liebt und schätzt, sondern weil sie ihm die Möglichkeit gibt, sich in Kindern und Enkeln auferstehen zu sehen, wenn er bereits zur Hälfte der Vergangenheit angehört. Wünsche steigen dann in ihrem Herzen auf, die ebenfalls ins Ungemessene, dem Gatten unvernünftig Erscheinende gehen, und er willfahrt ihnen gerne, um ihren Gemütszustand, der leicht erschütterbar wird, im Gleichgewicht zu erhalten, damit nicht das werdende Kind Schaden nehme.

So fiel denn auch in diese Zeit die Erfüllung eines Wunsches, den Simujah schon lange gehegt hatte: der Heimat und ihren Angehörigen einen Besuch abzustatten. Der Wunsch erschien mir weniger unnatürlich, als wenn bei uns eine werdende Mutter mitten im Winter nach frischen Erdbeeren verlangt, und so ließ ich sie gerne ziehen.

Auf dem Wege kam ihr der Gedanke, nach ihrer ältern Schwester im Sultanspalaste zu sehen; aber sie mußte die die kränkende Erfahrung machen, daß die Beherrscherin der Rechtgläubigen von der Abtrünnigen, die mit einem Kezer zusammenlebte, nichts mehr wissen wollte. Das ging ihr zu Herzen, und sie mochte sich die Opfer vor Augen halten, die sie mir gebracht hatte. Dies schloß ich aus einer später im Anmut gefallenem Bemerkung Simujahs.

Bei ihrer Da*) und den heranwachsenden Kindern fand sie dann wieder Trost und Ermunterung, und so kam es, daß sie, nach längerem Verweilen am heimatlichen Herde, ihre ganze Verwandtschaft mitbrachte, um auch dieser ihre neue Häuslichkeit zu zeigen. Ich konnte mich ihnen nur selten widmen, obschon ich meine Herzensfreude an Sidinah und Sidasil hatte, die sich prächtig entfalteten und einander wie Schwester und Bruder zugetan waren; denn die auf die Tabakernte folgende Regen- und Sortierzeit nahm mich sehr in Anspruch, obschon ich der Aufsicht vom neuen Wohnhaus aus genügen konnte und die Unannehmlichkeiten des Reitens bei nasser Witterung durch den Gebrauch eines schützenden Wagens umging. Dies erlaubten mir meine wirtschaftlich besser gewordenen Verhältnisse, die mir auch gestatteten, den Verkehr mit den Kollegen, für den der gemeinsame Aufenthalt in den Scheunen mehr Raum bot, zu pflegen und sie gelegentlich auf Besuch zu haben. Dabei kamen denn auch die Eigenschaften Simujahs als Hausfrau zur Geltung, besonders wenn sie den sieben versammelten Helvetern, zu denen auch der das Hospital leitende holländische Arzt stieß, den heimatlichen Rahmfuchen**) auf-tischen konnte, den Simujah so köstlich wie ein schweizerisches Hausmütterchen zuzubereiten verstand.

Das Ansehen, welches sie bei allen Gästen genoß, sprach sich herum und bewog auch die Japanerinnen, ihr Höflichkeitsbesuche abzustatten, und diese bewirkten, daß sie der zurückhaltenden Schicksalsgenossin, die einer andern Rasse angehörte, mit der Zeit herzlich gewogen wurden. Die javanische Ränkeschmiedin hatte indessen die Gegend verlassen, da sie selbst das Los, vor welchem sie meiner Simujah hatte bange machen wollen, getroffen hatte, indem sie ihr Herr, ihrer überdrüssig geworden, durch eine Japanerin erlegte.

Was waren es doch für fröhliche und erbauliche Stunden, wenn wir unser sieben oder acht in der bequemen weißen Pflanzerkleidung auf unserer Veranda oder bei Regen im Musikzimmer oder bei Tische zusammensaßen und plauderten von Heimat und Jugendzeit, von Kunst und Wissenschaft, während wir die erbofende Politik zwischen Bank und Stuhl fallen ließen! Mit welch herzlicher Freude schmückte Simujah den Tisch und bot sie den Gästen die schmackhaften Bissen und den labenden Trank an. Keiner ging heim, ohne von ihrem freien, heiteren Wesen beglückt zu sein und ihre Zierlichkeit sowie die reinliche und anmutige Haltung der Zimmer zu loben. Für mich aber waren ihr

Liebreiz wie ihr Frohmut ein Jungbrunnen, in den ich täglich untertauchen und mich erquiden konnte. Dies hatte ich nun doppelt nötig, da sich eine schwerwiegende Veränderung in meinen Verhältnissen vorbereitete, die mein ganzes ferneres Schicksal zu bestimmen vermochte.

Die Regenzeit ging vorüber, die neue Pflanzzeit begann. Für mich vom selben Standplatz aus, nur in der dem Strome entgegengesetzten Richtung. Die Arbeit und alles, was drum und dran hing, war dieselbe wie im letzten Jahre, und ich fühlte mich ihr gewachsen; aber den Eingriffen einer höhern Macht sah ich mit banger Ungewißheit entgegen. Und ich war nicht der Einzige.

Der Administrateur unserer Pflanzung verstand sich meisterlich auf die Aufrechterhaltung der Disziplin unter den Kulis wie auf die Erhaltung der Unterwürfigkeit bei den europäischen Angestellten. Die Unnahbarkeit und Unfehlbarkeit seiner eigenen Hoheit und der blinde Gehorsam seiner Untergebenen waren für ihn gleichbedeutend mit dem Erfolg der Pflanzung. Nun waren aber mit seinem Anspruch auf Macht und Selbstherrlichkeit ein Mangel an technischer Befähigung zum Pflanzern und eine große Unselbständigkeit in manchen Fachfragen verbunden, die ihn wieder in die Abhängigkeit von befreundeten Pflanzern von Ruf treten ließ. Da diese jedoch in manchen Fragen verschiedene Wege gingen, schwankte unser Oberherr immer zwischen mindestens zwei Methoden, je nach der Autorität seines letzten Besuches, und da er von seinen Assistenten, auch den erfahrenen, jederzeit unbedingte und restlose Ausführung seiner Befehle verlangte, war es ihnen unmöglich, einen bereits eingeschlagenen Weg zu verfolgen. Dies bewirkte, daß nach und nach eine verderbliche Zerfahrenheit in den Betrieb kam und endlich die Kulis selbst an keine Befehle mehr glauben mochten, wenn sie ihnen nicht unmittelbar vom Administrateur zukämen.

Daß darunter die Ernte der Menge wie der Beschaffenheit nach litt, war natürlich, wie sehr sich die Assistenten auch Mühe gaben, zu retten, was noch zu retten war. Die oberste Leitung in Europa war demgemäß mit den Erfolgen unserer Pflanzung immer weniger zufrieden und ließ dies den Verwalter deutlich merken. Blind gegen seine eigenen Fehler, suchte dieser das Fehlschlagen der Unternehmung damit zu entschuldigen, daß der Boden bereits abgewirtschaftet sei; im stillen aber warf er alle Schuld auf die Assistenten, die nach seiner Meinung hinter seinem Rücken und trotz seinen bestimmten Anordnungen absichtlich die Ernte verderben, um ihn selbst unmöglich zu machen, was eine natürliche Folge der Behandlung, die er ihnen angedeihen ließ, hätte sein können.

Bei seiner Anlage zur Tyrannis war er weit davon entfernt, in seinen Assistenten Mitarbeiter zu sehen und ihnen Vertrauen zu schenken, wie er denn auch selber keines verlangte, sofern nur Gehorsam da war. So hielt er die Leute, welche unter seiner unsichern Leitung, also unter erschwerenden Verhältnissen, all ihre beste Kraft aufboten, für seine Neider und Feinde.

Eines Tages fand er auf seiner Haustür einen Zettel angeschlagen mit der Aufschrift:

Gehorsam ist des Christen Pflicht!
Verlangt ein Dummkopf ihn: dann nicht!

*) Tante. **) Nibelwähe.

Nachdem sich seine erste Wut darüber gelegt hatte, ließ er mich zu sich kommen und fragte mich nach dem mutmaßlichen Urheber der Schmähchrift aus. Ich versicherte ihm, der Wahrheit gemäß, daß ich keine Ahnung von demselben habe, worauf

er neuerdings aufbrauste und behauptete, es müßte ein Schweizer sein, denn nur dieses Volk weigere sich zu gehorchen, wie es ja unser alter Nationalheld Tell schon bewiesen hätte. Worauf ich erwiderte, diese Auffassung sei unrichtig, denn Tell hätte ja gehorcht, als er den Apfel vom Haupte seines Kindes schob.

Diese Belehrung nahm er hin, murrte dann aber etwas vom „trogigen Rebellen“ in den Bart und entließ mich mit dem Befehl, den Sünder binnen einer Woche ausfindig zu machen. Ich erklärte sofort, ein solcher Auftrag gehöre nicht zu meinem Amte und das Schnüffeln nicht zu meiner Natur. Uebrigens hätte Friedrich der Große zu solchen Schmähchriften jeweilen gelacht und sie nur tiefer gehängt. Dieser Hinweis machte auf den Mann Eindruck, da er zum Größenwahn hinneigte, und er wurde vertraulich.

Da erfuhr ich denn, er sei überzeugt, daß man gegen ihn Ränke schmiede und hinter seinem Rücken mit der Oberleitung in Rotterdam Briefe wechsle. Eine tadelnde Bemerkung von dieser Seite sei ihm Beweis genug; sie könne ihr nur von einem Assistenten aus seiner Umgebung eingegeben worden sein.

Ich hatte die Ueberzeugung, daß die aufmerksamen Beobachter in Rotterdam von sich aus auf die Ursachen der Fehlernte gestoßen sein konnten, verschwieg sie jedoch.

Nun war es aber mit dem Frieden auf der Unternehmung aus und vorbei: Sofort entließ der Tyrann den ältesten Angestellten, nachdem er für sein Vorgehen eine Reihe Scheingründe zusammengestellt hatte; ihm folgte ein zweiter bewährter Assistent. Und da dies gerade in der strengsten Erntezeit vorfiel, so stellte der Tyrann als Ersatz stellenlose Leute ein, die gerade in Bindjai aufzutreiben waren, ohne danach zu fragen, ob sie ihrer Aufgabe gewachsen seien. Fortan fiel den Zurückgebliebenen, die am Unternehmen eifrigen Anteil nahmen, eine Arbeitsbelastung zu, die über ihre Kräfte ging. Aber auch sie, und ich mit ihnen, mußten sich täglich auf ihre Entlassung gefaßt machen; denn wir wurden es inne, daß er nicht nur durch überraschende, selbst nächtliche Augenscheine, sondern auch durch Spionendienste des Obertandils bei uns nach Blößen suchte und suchen ließ, die ihm die Berechtigung verschaffen sollten, auch uns zu entlassen. Daß sein persönlicher Stolz diese



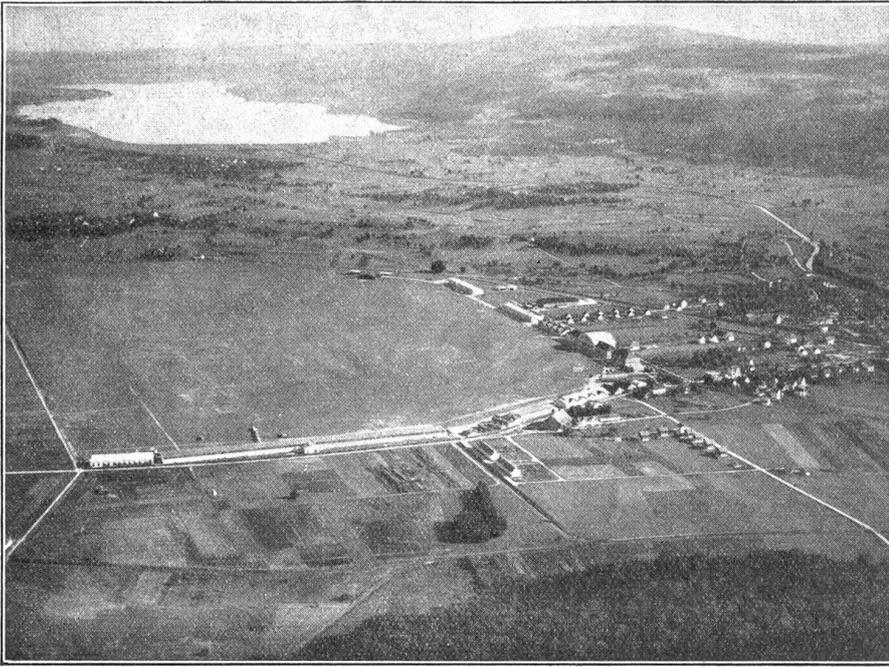
Allee.

Selbstentwürdigung zuließ, die er durch seine Verbindung mit den Gelben und die Vertreibung seiner Rassengenossen beging, war für mich das deutlichste Zeichen, daß er an Geisteskrankheit, an Verfolgungswahn litt.

In langen Nächten erwog ich mit Simujah meine mißliche, bedrohliche Lage. Auf der einen Seite sah ich die Unmöglichkeit, einen solchen Zustand, bei welchem ich von heute auf morgen aus meiner Stellung gesprengt werden konnte, auf die Dauer zu ertragen; auf der andern den Verlust und den Rückschritt, wenn ich die langjährige Anstellung aufgab. Kamen die Bedrohten und Gemahregelten bei Abschiedsmählern in den Assistentenhäusern zusammen und gedachten sie der früheren, besseren Zeiten, so trieb uns der Schmerz über ungerechte Behandlung in die Erregung, und die Erregung wiederum in die Wut hinein. Dabei wurde mancher Freundschaftsbund geschlossen, und selbst aus der Nachbarschaft, von andern Unternehmungen, kamen die eigenen Landsleute des Tyrannen, um gegen ihn Stellung zu nehmen und die ebenso gewaltsame als ungerechtfertigte Auflösung der Gesellschaft zu beklagen. So wirbelte das wahnwitzige Benehmen des Administrateurs in weiten Kreisen Staub auf; er aber schloß gleichgültig die Augen, achtete nicht darauf und fuhr ruhig fort, seine getreuen Mitarbeiter zu martern.

Die Oberleitung in Rotterdam, welche die Verfügungen des Administrateurs nur brieflich und daher erst nach Monatsfrist erfuhr, war um so mehr über diese Entlassungen während der strengsten Arbeitszeit erstaunt, als die Begründung derselben sehr mangelhaft und willkürlich ausah. Sie verlangte denn auch auf telegraphischem Wege die Wiederanstellung der Betroffenen.

Vor dieser unbedingten Forderung räumte der ungebeugte Stolz des Tyrannen das Feld. Allein wir erfuhren den Gang und Inhalt der Unterhandlungen zwischen der Oberleitung und dem Administrateur erst später, da niemandem Einblick in den Brief- und Telegrammwechsel gestattet war, und so fühlten wir das Damoklesschwert immer



Der Flugplatz Dübendorf mit Greifensee aus 500 Meter Höhe.

noch drohend über unserm Haupte schweben, als unsere Rettung schon beschlossene Sache war.

In diesen Tagen empfand ich die Teilnahme Simujahs an meiner Besorgnis als eine Wohlthat. Sie suchte sich zu beherrschen, und so gelang es ihr, auch mich zu beschwichtigen. Sie sah, wie ich Tag und Nacht unablässig bemüht war, das Richtige und Notwendige zu tun und für die Unternehmung den rechten Weg aus der Verwirrung zu finden, sah die quälende Heße, die an meinen Kräften zehrte, und faßte einen grimmigen Haß gegen den Wüterich, den sie ganz treffend als einen „orang gila“ bezeichnete, d. h. einen Berrückten.

Einmal aber traf ich sie bei der Heimkehr nach dem Tagewerk in trübster Stimmung, die Augen umwölkt, und als ich sie bat, mir mitzuteilen, was sie bedrücke, erschloß sie mir aufrichtig ihre Gedankengänge:

„Was wirst du tun, wenn du deine Anstellung verlierst wie die andern? Es ist so schwer, nach einer plötzlichen Entlassung eine gute neue zu erhalten! Wirst du dann nicht nach Europa zurückkehren? Und was wird dann aus mir? Hier bin ich dir viel, ich weiß es; in Europa, wo dich gebildete Frauen umgeben, wär' ich ein Vogel im Urwald, auf den niemand horcht.“ (Fortsetzung folgt.)

„Die Ad Astra-Aero fliegt Zürich-Prag!“

Von Dr. Fritz C. Moser.

Diese an Abwechslung bei schönem und bei schlechtem Wetter sehr reiche Linie führt die Ad Astra als ihren neuesten Flugkurs seit Juni dieses Jahres. Mich beförderte sie in äußerst liebenswürdiger Weise unter den nachstehend geschilderten Umständen hinüber und wieder herüber.

Während der Mittwoch mit strahlender Sonne und blauem Himmel aufgewartet hatte, ließ die Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag eine ungemein starke Regenmenge niedergehen, die im Glarnerland beispielsweise 51 Millimeter betrug und mangels Schneefall in den höheren Lagen unfehlbar zu Hochwasser geführt hätte. Diesem

Umstand hatte das Verkehrsflugzeug „Switzerland III“ auf dem Flugplatz Zürich-Dübendorf Donnerstag früh eine einstündige Verspätung zu verdanken, die andern Kursflugzeuge übrigens auch, man hatte Muße, die sich bereitmachende Maschine, die mit Mittelholzer den Afrikaflug und die Ueberfliegung des Kilimandscharo und Mount Kenia mitgemacht hat, eingehend zu betrachten. Eine dreimotorige Fokker, Bright-Motoren mit insgesamt 660 Pferdestärken, bietet höchste Sicherheit und letzten Komfort, drahtlose Telegraphie und Telephonie den sechs mitreisenden Passagieren, denen beigelegt sind die drei Mann Besatzung — jetzt ist es der bestbekannte Pilot Aldermann mit dem begleitenden Hilfspiloten und Ing. Kerschbaum und der Mechaniker. Unter den breit ausladenden Schwingen fühlt man sich königlich beschirmt, und im übrigen hat der Riesenvogel 200,000 Franken gekostet und ist bis zu 4 Tonnen schwer samt Passagieren, jetzt aber nicht, des schlechten Wetters wegen sind die meisten ausgekniffen, und mein Schneidergewicht des Journalisten und freien

Schriftstellers wird neben andern wenigen die „Switzerland III“ wohl noch ertragen? — aha — da fliegen wir ja schon. — Die Wolken hängen sehr tief, Aldermann steuert unter ihnen durch, Nebelschleier wandern vorüber, satt und still ruht die Landschaft in frisch aufgeputzten Farben, ruhig atmet der Wald, stiebend geht der Rheinfall, den wir, wegen schlechter Sicht ausbiegend, sehen konnten, mit starker Wassermenge über den Fels, Dörfer, wo man jedes Haus in deutlichen Umrissen besser erkennen kann als stünde man darin, wandern vorüber, und über allem donnern die mächtigen Motoren unserer prächtigen „Switzerland III“.

Unter den Wolken und auch in Nebel und durch diese tödende grauweiße Leere hindurch erreichen wir München. In jeder Beziehung ist diese Schlechtwetterfahrt einfach interessanter als bei gutem Wetter gewesen, der Wolkenschieber hatte seine Pflicht getan.

In einer Scharte des Böhmerwaldes gehen wir, das Münchner Hoch- und das Donauland hinter uns lassend, knapp über dem Dach des Wirtshauses „zum Edl“ hindurch, bis zum Dach flattern Duzende von entkehten Hühnern, es ist zum Kugeln. Und dann, riesige Waldflächen und das an Korn kolossal reiche Land der Böhmer Terrassen überfliegend, landen wir elegant in Praha, auf diesem mit wenig Komfort eingerichteten Flugplatz, wo aber die schöne Anzahl von 18 Fluglinien sich kreuzt.

Prag, die dreiviertel Millionen zählende Hauptstadt des jungen Staates der Tschechen, Deutschböhmern, Slowaken und Schlesiern, eines Staates mit mehr wie 14 Millionen Einwohnern, ist eine interessante Stadt. Die dräuenden Augenblicke aus dem Gesichte der in der lehmrigen, grauen Vorstadt zu Auge kommenden Panzerautos sind nur stumme Zeugen dessen, daß dieser Staat zu allererst sein Hauptaugenmerk auf die Schaffung eines guten starken Heeres richtete. Die Soldaten sind stramme Burschen und geben gerne Auskunft über dies und das, wie man überhaupt als Fremder in Prag gern gesehen wird und in Verwunderung geraten kann, wie liebenswürdig man Auskunft erhält. Mit der deutschen Sprache kommt man natürlich überall gut durch, die tschechische Sprache verrät auch sehr deutlich indo-germanischen Stamm, ist aber im übrigen für den Landesfremden nicht verständlich. Nun, was die Luhenquartiere anbelangt, so ist da sehr viel Industrie, denn